

Ostberliner Handys

Vom Dorf zur Metropole

Von Rahel von Wroblewsky

Vor kurzem war ich in Berlin. Berlin ist anders als vor drei Jahren, als ich es verlassen habe, um in ein abgelegenes norddeutsches Dorf zu ziehen, und ich befürchte, ich fand mich mit den Veränderungen nicht zurecht. Zum Beispiel haben die Berliner Handys jetzt. Vorbei die Zeiten, als nur Zettelblocks an der Tür unserer Ostberliner Hinterhaus-Wohnungen hingen, auf die man schreiben konnte: "Komme morgen um drei noch mal wieder!" oder "Bring mal meinen roten Holzrahmen zu Tom!", vorbei die Zeiten, als wir uns nach der Wende glücklich unsere neu erworbenen Telefonnummern mitteilten und jubelten, endlich hätten wir es geschafft. Dann kam die Zeit der Anrufbeantworter, und ich verließ Berlin. Jetzt teilen diese Anrufbeantworter mir nur mit, dass meine Freundinnen abwesend sind, und wenn ich sie auf dem Handy zu erreichen versuche, sind sie gerade furchtbar gestresst. Damit will ich nicht sagen, dass die Berliner nicht schon immer furchtbar gestresst gewesen wären, aber jetzt hat dieser Stress eine neue Qualität. Er ist professioneller geworden sozusagen, und man kann nichts einwenden gegen ihn, wenn meine Freundinnen mir sagen, sie müssten heute noch an einer Besprechung teilnehmen, zwei Workshops vorbereiten und ein spätes Date wahrnehmen wegen eines interessanten Jobs, dann nicke ich nur und erwidere, sie sollten sich keine Gedanken machen, ich käme ja in drei Monaten wieder vorbei. Die andere Neuheit ist, dass die Ex-Männer meiner Freundinnen Unterhalt zahlen. Zwanzig Jahre haben sie für ihre Kinder kein Geld übrig gehabt, das war kein größeres Problem in der DDR, da kam man irgendwie durch, und später, bis zum zwölften Lebensjahr gab es Unterhaltsvorschuss vom westlichen Jugendamt, aber jetzt haben die Väter eine Anstellung gefunden und zahlen richtig wirklich Geld. Der Ex-Freund meiner besten Freundin, der ihr nach der Geburt seines Sohnes sogar einen Vaterschafts-Test angedroht und siebzehn Jahre keinen einzigen Pfennig gezahlt hatte, überweist jetzt jeden Monat fast sechshundert Mark, wovon sein Sohn immerhin noch drei Ausbildungsjahre profitieren kann, und wir haben ausgerechnet, dass er richtig gut verdient. Er hat einen Job in einer Computerfirma gefunden, nachdem er sich jahrzehntelang mit einem Stand auf Wochenmärkten über Wasser hielt, und beschämt denke ich an meinen Berlin-Roman, den ich vor vier Jahren in Berlin begann und jetzt endlich beendet habe, ein Roman, in dem es von Arbeitslosen und verzweifelten Sozialhilfeempfängern nur so wimmelt, und den ich wohl keinem Verlag mehr anbieten kann. Wahrscheinlich muss ich mich schämen, mit solchen antiquierten Berlin-Vorstellungen aufzutreten, was mein hinterwäldlerisches Dasein entlarvt, und seit meiner Rückkehr überlege ich angestrengt, was ich demnächst Leichteres und Hoffnungsvolleres schreiben kann, aber mir fällt nichts ein. Ich habe an irgend etwas Flatterhaftes gedacht, leicht, cremig, ohne dramatische Übertreibung und topaktuell. Nein, es ist nicht leicht, auf der Höhe der Zeit zu bleiben, das habe ich bei meinem Besuch in Berlin bemerkt. Zum Schluss zum Beispiel habe ich noch eine alte Freundin gesehen. Wir hatten uns lange nicht getroffen, nur kurze Briefe geschrieben oder telefoniert, und bei unserer Verabredung hatte ich ein schlechtes Gewissen, denn ich kam zu spät. Zu allem Überfluss noch hatte das Café, in dem wir uns treffen wollten, geschlossen, Sonntag vormittag um elf, und es war eisig kalt. Frierend stand ich vor dem geschlossenen Restaurant und malte mir die schlimmsten Szenen aus. Bestimmt war Marion gelaufen, denn vor kurzem hatte sie eine schwere Krankheit gehabt, und ob sie schon Fahrrad fahren durfte - wer weiß! Oder sie hatte sich entgegen aller Warnungen auf das Fahrrad gesetzt, war durch die Kälte gefahren, und ich war nicht da! Sie hatte eine halbe Stunde auf mich gewartet und war dann umgekehrt, nicht ohne sich eine Erkältung eingefangen zu haben, die ihre gerade überstandene Krankheit wieder aufflackern ließ - bei diesem Gedanken war ich gerade angekommen, als ich eine Stimme meinen Namen rufen hörte,

und ich wusste im ersten Moment nicht, woher. Ich sah nicht auf die Straße, ich kam nicht auf die Idee, aber tatsächlich saß Marion in dem Auto, das direkt vor mir stand. Später erzählte ich ihr von meinen Vorstellungen vom Fahrrad und der Kälte, aber Marion lachte nur und sagte: " Ich bin doch nicht blöd!" Das Auto hätten sie schon vor einer ganzen Weile gekauft, sagte sie, und bei dieser Kälte verließ sie ohne Auto nicht mehr das Haus. Damit man mich nicht falsch versteht: Es gibt durchaus Autos bei uns auf dem Land. Es gibt auch Handys, meine Tochter und mein Freund haben beispielsweise eins, aber irgendwie haben diese Handys eine andere Funktion. Meine Tochter beispielsweise ruft ihre Freundinnen an, oder ich kann mit ihr per Handy meckern, wenn sie wieder mal zu spät nach Hause kommt. Es sei denn, sie hat es ausgestellt. Oder so wie neulich, als beim wöchentlichen Kinderturnen in der Dorfturnhalle ein Handy klingelte, wurde es in der Halle plötzlich mucksmäuschenstill. Alle Mütter ließen erschrocken ihre Kinder fallen, die sie eben noch auf den Sprunggeräten mit eisernem Griff festgehalten hatten, und starrten entsetzt auf die Handy-Frau. Man spürte regelrecht den Ruck, der durch die Halle ging, und die Frau trat einen Schritt zur Seite und sprach sehr leise in ihr Gerät. Ich habe nicht so recht verstanden, worum es ging. Nur soviel, dass es kein unaufschiebbarer Termin gewesen ist, ich glaube, die Tochter der Frau wollte wissen, wo sich das Essen befände, das sie sich warm machen sollte, und wie das mit dem Aufwärmen funktioniert, und die Frau beruhigte sie, wenn sie nicht zurande käme, sollte sie warten, sie käme ja gleich wieder nach Haus. Beim nächsten Mal hatte die Frau das Handy nicht mehr mit. Es ist einfach nicht üblich, dass die Frauen auf dem Lande Handys benutzen, und wenn ich ihnen von meinen Erlebnissen in der Stadt berichte, schütteln sie nur den Kopf. Sie wussten schon immer, dass die in der Stadt viel zu hektisch sind und sich gern verrückt machen lassen, trotzdem hörten sie mir höflich bis zu Ende zu. Wie gesagt: höflich, denn im Grunde genommen hat das Leben in Berlin sie noch nie wirklich interessiert.